

# Silberstimmen huldigen dem Orpheus britannicus

**Musikfest** Philippe Herreweghe dirigiert zum Schluss des Stuttgarter Festivals geistliche Werke von Henry Purcell. *Von Markus Dippold*

---

Hail! Bright Cecilia, hail to thee!“ Selten war der Titel eines Musikstücks derart passend für ein ganzes Konzert wie dieser Schlusschor aus Henry Purcells „Ode on Saint Cecilia’s Day“. Der englische Komponist besingt in jubelnden Tönen die Schutzpatronin der Musik, und das staunenswerte Collegium Vocale Gent mit seinem Gründer und Leiter Philippe Herreweghe ist der perfekte Interpret für diese barocke Musik. Wie aus dem Nichts setzen die 16 Stimmen des Vokalensembles in makelloser Homogenität ein. Stufenlos loten Dirigent und Sänger alle dynamischen Stufen bis in die Extreme aus. Hell und leicht ist der Chorklang, gleichzeitig füllig und präsent.

Schade nur, dass dieses grandiose Abschlusskonzert des Musikfests Stuttgart im Beethovensaal deplatziert war. Zu groß ist dieser Raum und ab der zehnten Reihe be-

ginnen viele der kostbaren Details sich zu verflüchtigen. Schade auch, dass dieser fulminante Schlusspunkt des zweiwöchigen Festivals kein ausverkauftes Haus gefunden hat. Verdient hätte es dieser Abend, allein schon wegen des nicht allzu oft zu hörenden Repertoires. Purcell rund einstündige Ode beinhaltet einige spektakuläre Arien, etwa „Tis nature’s voice“, eine expressive, nur vom Continuo begleitete Monodie mit sängerischen Höchstschwierigkeiten. Der junge englische Tenor Samuel Boden singt das mit gestochen scharfen Koloraturen, fantastischer Höhe und großer Ausdrucksbandbreite und erweist sich damit als Star des Abends.

Auch das ist ein Faszinosum von Herreweghes Ensemble. Sänger mit ausgeprägten Solo-Stimmen wie Samuel Boden oder die beiden Bässe Peter Kooij und Matthew Brook, die in dem Duett „Let these among

themselves contest“ um die Wette poltern und säuseln, verschmelzen auf irritierende Art zu einem homogenen Tutti. Das tritt in einen reizvollen Dialog mit dem von der Stuttgarter Geigerin Christine Busch angeführten Orchester.

Dessen Mitglieder agieren immer wieder solistisch. Mal dialogisieren zwei Geigen mit den beiden Blockflöten, dann grooven die Oboen zum Walking Bass des Fagotts. Purcell erweist sich dabei als bildstarker Komponist, der den Text klanglich ausleuchtet. Wenn von den „Harmonien des Krieges“ die Rede ist, schmettern die Trompeten, wenn der Einklang von Welt und Himmel besungen wird, schwebt die federleichte Sopranistin Grace Davidson über säuselnden Holzbläsern. Spannend ist diese Ode vor allem durch die extremen Gegensätze. Engelsingleich schwebt die Stimme des Countertenors Damien Guillon in der Arie „The airy violin“, während Matthew Brook mit kernigem, dennoch beweglichem Opern-Bass in „Wondrous machine“ protzt.

Herreweghe lotet die Reize dieser Musik über die Möglichkeiten von Musik bis in die

letzte Verästelung aus. Atemberaubend ist die stille Konzentration des Eröffnungstücks „Man that is born of a woman“, während der Dirigent in „Rejoice in the Lord alway“ zu exaltierten Momenten anstachelt. Seine vokalen und instrumentalen Partner setzen das beeindruckend um, auch wenn Herreweghes Dirigierstil mit zappelnden Fingern und eigenwilliger Handhaltung gewöhnungsbedürftig ist.

Keine leichte Kost bot die erste Programmhälfte. Dumpfe Trommelschläge von der Chor-Empore, dazu kündigt ein langsamer Marsch der vier Blechbläser Düsteres an. Die „Funeral sentences“ von Purcell sind dunkle, oft spröde Begräbnismusiken, die in Melancholie baden wie „O, I’m sick of life“ und dabei die barocke Kunst der rhetorischen Formung bedienen. Meist werden die Vokalsolisten nur vom Basso continuo begleitet. Auch der Chor tritt nur in den Schlusstakten in Aktion. Gerade bei dieser fragilen Musik erwies sich der Saal als unglückliche Wahl, was die herausragende künstlerische Qualität dieses Abends aber nicht schmälern kann.